

**Nekr
H
254**

BEGEGNEN

Nekr H 254

WERNER WEBER

BEGEGNEN

Rede, gehalten an der Trauerfeier
für Oberstkorpskommandant ADOLF HANSLIN
im Fraumünster Zürich,
Freitag, 26. Februar 1971



GG 2009
Ziegler & Co.

Der Mann, von dem wir so in grosser Öffentlichkeit reden, hat kaum etwas im gleichen Masse gescheut wie die Öffentlichkeit. Er ist aber durch seine Leistung im Lauf des Lebens zu dem Rang emporgelangt, wo dann fast alles, was einer tut und lässt, eben der Öffentlichkeit ausgesetzt ist. Diese Spannung hat unseren Freund zur vielleicht menschlichsten aller Fragen gedrängt – zur Frage: Wer bin ich? Das beschäftigte ihn; aber nie hat es ihn zum grüblerischen Sorgen verleitet und nie zum lebensfernen Spintisieren. Er ahnte, dass er über das eigene Wesen und dass er über die Pflicht, zu deren Erfüllung er aufgerufen war, am ehesten etwas Verlässliches erfahren könnte in der Begegnung, im Umgang mit andern. So erzog er sich zum Begegnen. Er war ungeduldig – und lernte Geduld. Er war rasch und heftig – und lernte Fassung und Mass. Er war misstrauisch – und verwandelte das Misstrauen in Vorsorge und energische Aufmerksamkeit. Er war fordernd – und entwickelte in sich die wunderbare Gabe des Ermutigens. So kam es, dass er als Vorgesetzter anerkannt, geehrt, geliebt war; denn man sah in ihm den Partner, der einem mit seinen Erfahrungen, mit seinem Wissen und mit seiner Vorstellungskraft zu Hilfe kommen möchte.

Immer mehr gewann Adolf Hanslin aus solcher Partnerschaft an jenem Vermögen, welches uns, wo wir ihm begegnen, helle stimmt und zuversichtlich: das Vermögen innerer Freiheit, das heisst: das Vermögen zu freimütigem Nachgeben so gut wie das Vermögen zu unerbittlichem Beharren – das eine wie das andere nach Massgabe des gewissenhaften Denkens, nicht aber nach Massgabe dessen, was man die Gunst, die Annehmlichkeit des Tages nennen könnte.

Ich vergesse nicht den Blick, mit welchem Adolf Hanslin einem Worte nachsann, welches bei geselliger Unterhaltung vorgetragen wurde. Den Anlass hatte der Spruch «ubi bene, ibi patria» gegeben. Was will das sagen? Wir nahmen zur Antwort einige Sätze aus «Wilhelm Meisters Wanderjahren» – «ubi bene, ibi patria»: «Wo mir's wohl geht, ist mein Vaterland!» doch wäre dieser tröstliche Spruch noch besser ausgedrückt, wenn es hiesse: «Wo ich nütze, ist mein Vaterland!» Zuhause kann einer unnütz sein, ohne dass es eben sogleich bemerkt wird; aussen in der Welt ist der Unnütze gar bald offenbar. Wenn ich nun sage: «Trachte jeder, überall sich und andern zu nutzen», so ist dies nicht etwa Lehre und Rat, sondern der Ausspruch des Lebens selbst.» Wie gesagt, ich vergesse nicht den Blick, mit welchem Adolf Hanslin diesem Worte nachsann. Dieses Wort war ihm wichtig beim Klären seines Verhältnisses zum Vaterland. Bürger-tum? Weltbürgertum? War das Land, unser Land, für ihn ein enger, ein beengender Platz? Es war ihm ein tragender Ort bürgerlicher Nachbarschaft, nicht eng, sondern übersichtlich, so, dass keiner unbemerkt beiseite tre-

ten und als Bürger streiken kann. Ob er dann in jedem Fall die Zweifel junger Menschen an der Währschaft eben dieses Vaterlandes richtig einschätzte? Eines ist gewiss: im Zweifeln und Bezweifeln allein sah er keine Tugend; Tugend sah er im unbedingt verantwortlichen Mitleben – «sich und andern zu nutzen», das heisst: Mitleben in Anstand gegenüber dem eigenen Gewissen und in der Rücksicht auf den Anspruch des andern. Es ist ein Mitleben in Sympathie.

So nahm er, sich prüfend und sich bildend, jener Spannung zwischen Ich und Öffentlichkeit das Quälende. Öffentlichkeit war ihm bald keine anonyme Allerweltsache mehr – er hatte den Menschen gefunden, den namendeutlichen Einzelnen. Von daher ist seinem Sorgen, das oft ein Kümmern war, die Heiterkeit zugewachsen, welche aussah wie der Widerschein von innerem Glück. Wir sehen sein Lächeln, wir hören sein Lachen; wir haben teil an seinem Scherzen, an seinem Witz. Er beginne das Leben zu geniessen, sagte er in jüngster Zeit – und schien erschrocken, dass er's sagte. War ihm das Gewebe aus Daimon, Tyche, Eros, Ananke und Elpis deutlich geworden? Das Gewebe, wie es Goethe in den «Urworten. Orphisch» gezeigt hat, in dieser «Rekapitulation uralter konzentrierter Darstellung menschlichen Geschicks», unter den Zeichen von Individualität, Charakter; von Zufälligem; von Liebe, Leidenschaft; von Beschränkung, Pflicht; und von Hoffnung: «Ihr kennt sie wohl, sie schwärmt durch alle Zonen / Ein Flügelschlag – und hinter uns Aeonen!» War ihm solches Gewebe deutlich geworden? Darüber hat er nie gesprochen, aber den Freun-

den mochte es scheinen, er begegne ihnen Mal für Mal mit gesteigerter Selbsterfahrung; und zuletzt ergriff er uns, wie man ergriffen wird von einem durchgebildeten Menschen.

Zum durchgebildeten Menschen gehört nicht nur die Einsicht ins Sterben, sondern auch die Herzenskraft, den Tod ins Leben aufzunehmen – nicht zur Steigerung, nicht zur Reizung dieses Lebens, sondern weil wir uns damit zu einem Gesetzlichen bekennen, unter welchem der Mensch seine Würde finden kann. – Was hat ein solcher Gedanke hier zu tun? Wir sind mit diesem Gedanken unserem Freunde nah, denn es ist der Gedanke, der ihn erfüllte in letzter Zeit. Darüber hat er gesprochen. Und dabei war nichts von Angst; und dabei war nichts vom Unfasslichen einer Vorahnung. Es war in alledem ein strenges, ein nüchternes Sich-ins-Ganze-Denken.

Er wollte dann die paar Sätze verifiziert haben, die uns einmal, unterwegs, beschäftigt hatten. Es sind die Sätze, über welche der alte Stechlin in Fontanes Roman nachdenkt. Diese: «Das Ich ist nichts – damit muss man sich durchdringen. Ein ewig Gesetzliches vollzieht sich, weiter nichts, und dieser Vollzug, auch wenn er <Tod> heisst, darf uns nicht schrecken. In das Gesetzliche sich ruhig schicken, das macht den sittlichen Menschen und hebt ihn.» Das wirkte ins Tagwerk unseres Freundes hinein. «Wer bin ich?» Nun hatte die Frage einen grösseren Echo-Raum als vordem. Und der Mann, welcher so fragte, spürte den Halt, der einen wohl instand setzt, dasjenige zu tun, was einem im Rahmen der Gemeinschaft zugewiesen ist – immer nach jener Massgabe gewissen-

haften Denkens, doch nun auch im ernstesten Sinne «unbekümmert».

Einmal sagte er: «Ich habe meinen Beruf, und ich habe meine Familie.» Der Ton, mit dem er das sagte, war ein Zeugnis der Dankbarkeit. Die Familie, der innerste, der für ihn segenvollste Kreis: davor haben wir zu schweigen.

Ich glaube, dass Adolf Hanslin, der Soldat, der Partner, der Freund – könnte er da sein – sich am redlichsten geehrt empände, wenn wir nun wieder zu unseren Pflichten zurückkehren und sie – wie er es getan – nach Massgabe des gewissenhaften Denkens unbekümmert erfüllen, von Tag zu Tag. Es ist ein Geschenk, wenn einen darin ein vorbildlicher Mann bestärkt. Ein solcher Mann ist er gewesen.